



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ein Vogelsberger Schulmeister vor fünfzig Jahren



er heute von Goethes Geburtsstadt über Hanau durch das Kinzigthal aufwärts nach Norden fährt, wo er die alte Hohenstaufenstadt Gelnhausen mit ihrer schönen, vielfach getürmten Kirche und die Reste der alten Kaiserpfalz besuchen kann, sieht das anfangs so breite und mit lachenden Wiefengründen ausgefüllte Thal der Kinzig immer enger werden. Von Osten her drängt sich der Speffart immer gewaltiger und mächtiger heran, im Westen erhebt sich der Vogelsberg, wohl mehr allmählich, aber um so gründlicher. Die Eisenbahn muß das immer enger werdende Flußufer verlassen und an den Abhängen ihren Weg weiter zur Wasserscheide suchen.

Es ist ein Weg, der manche Erinnerung an große Zeiten und große Menschen weckt. Dort kommt auf einmal bei einer Thalöffnung auf einsamem Bergkegel die gewaltige Ronneburg in unsern Gesichtskreis, jetzt in Trümmer verfallend und mit dürrftigem Rasen und Geröll umgeben, einst aber der Sitz eines mächtigen, noch heute in Ehren stehenden Herrengeschlechts, dann eine Art für die „sonderbaren Schwärmer“ des Grafen Zinzendorf, die Herrnhuter. Hier stand die alte Steckelburg, wo Ulrich von Hutten, der Vorkämpfer der Reformatoren, das Licht der Welt erblickte, der er auch ein Licht werden sollte. Dort hat sich 1813 „auf der großen Retirade,“ von der noch manche Dorschronik erzählt und von der ich in meinen Kindesjahren noch manche Einzelheiten gehört habe, Napoleon mit den Resten seiner geschlagenen Armee nach dem Rhein und über den Rhein gerettet. Sein Herz schlug ihm wieder fröhlicher, als er den Engpaß nicht gesperrt fand und er erst bei Hanau das Heer Bredes im Wege fand. Von hier aus hat 1866 der General Vogel von Falckenstein mit der Mainarmee seinen Marsch durch den Speffart angetreten, der mit Recht in der neuern Kriegsgeschichte als eine That großen Mutes und genialer Taktik gepriesen wird.

Wo Maybachs Herrschaft aufhört, da fängt Stephan an zu beglücken. Wir verlassen die Bahn an dem hochgelegenen Bahnhof bei Steinau, wir vertrauen uns einer der sehr wohlthätigen, aber nicht immer sehr reinlichen Postkutschen an, deren gelbe Farbe auf den abgelegenen Straßen unsers Vaterlandes mit nicht weniger Freude und Stolz erblickt wird, als der Rauch der Lokomotive an den Eisenbahnen. Ist doch die Post die einzige Verbindung zwischen der weltverlorenen Gebirgswelt und dem lärmerefüllten Leben der Stadt. Sie bringt den Bauern die „Herren,“ die Juden, die Schnapsreisenden, die Konfektionäre, die visitirenden Beamten und den Gerichtsvollzieher, unsern modernen Würgengel. Auf der Post zu fahren gilt dem sparsamen Bauern für eine That großer Selbstüberhebung und frevelhaften

Übermuts. Sie bringt ihm aber außer den Mandaten des Gerichtsvollziehers, den Prozeßschriften der Advokaten und den Mahnbriefen der Juden auch Briefe angenehmer Inhalts sowie das „Blättchen,“ das ihm eine Vorstellung von den Welt-  
händeln und andern Geschehnissen giebt.

Dieser Post vertrauen wir uns an. Wir fahren im Dunkel des Abends durch Wald und an Wiesengehängen vorüber. Die Landschaft wird rauher, öder; große Teiche glänzen uns entgegen. Wir sind in der Nähe des Schauplatzes unsrer Erzählung gelangt.

Unsre Zeit erweist sich gegen die Reste der Vergangenheit sehr dankbar. Museen aller Art erheben sich; auch die absterbenden Eigentümlichkeiten des Volkes in Tracht, Behausung und Lebensführung sucht man mit Hilfe plastischer Nachbildungen festzuhalten. Es ist gut, daß man jetzt damit beginnt, denn in wenigen Jahrzehnten wäre nicht mehr viel zu sammeln. Die malerischen Landestrachten schwinden, die alten Sitten gehen unter, auch in den abgelegensten Gegenden ist man nur noch „Arbeitgeber“ oder „Arbeitnehmer,“ es ist alles zu einem gleichmäßigen Urbrei ohne Charakter geworden.

Meine Erzählung soll uns um etwa fünfzig Jahre zurückführen; da fuhr noch keine Bahn über den Distelrasen nach Fulda, da sprach man in den meisten Dörfern von der Post als von einer märchenhaft stattlichen und vornehmen Einrichtung, dafür lebte und webte das Volk noch in seiner alten Sitte, ärmer noch als heute, aber viel, viel glücklicher.

Noch heute liegt der Schauplatz unsrer Erzählung vier Stunden von der nächsten Eisenbahnstation. Es ist B. . . , ein kleines aber freundliches Dorf. Der Moosbach, der Abfluß großer und fischreicher Teiche zur Fulda, wird hier eingeeengt; steil erheben sich seine Ufer, an beiden Seiten hinauf lagern sich Häuser und Häuschen. Zu der Zeit, wo die Kirichen blühen und die Schwarzkamseln, Zippdroffeln und Schwarzköpfchen von allen Bäumen herab ihre schmetternden Lieder singen, ist es ein schöner, idyllischer Platz. Die Spaziergänge in den benachbarten Wäldern, besonders der durch die Steiger nach Blankenau sind geradezu romantisch; die Wälder und Felder voll Wild, die Bäche voll köstlicher Forellen, und Krebsse geben auch dem Feinschmecker manchen Genuß.

Ich muß aber den Leser in ein Haus führen, wo in der Küche kein Platz für Delikatessen war, ins Schulhaus. Wenn man heute manchmal von „Schulpalästen“ spricht, an diesem Schulhause war durchaus nichts Palastartiges. Es sah bei seiner Schmalheit fast einem Turme gleich. Ein kleiner Ausgang, eine noch kleinere Küche, ein Schulzimmer und eine Kammer dahinter, das war alles. Im obern Stock waren noch einige Räumlichkeiten, aber, wie damals noch meist bei den Vogelsberger Bauern üblich, kaum oder notdürftig eingerichtet, nicht gediebt, die Wände weiß und kahl. Der Schullehrer wohnte seit Menschengedenken in der Kammer hinter der Schulstube. Der große eiserne Ofen, auf dessen Vorderseite der Sündenfall und auf dessen Rückseite der Tod Abels dargestellt war, saß zwischen beiden Räumen, der Schullehrer konnte mit der von dem Gemeindefeuer gelieferten Wärme seine Stube mitheizen.

Früher hatte der löbliche Gemeinderat an diesem Gemeindefeuer auch seine Gemeindefürsorge gewährt, und während der Lehrer seine Katechese hielt und seine flachshaarigen Dickköpfe in die Zahlengeheimnisse einweihte, schnurrte das Spinnrädchen der alten zahnlösen „Oddil“ und schnitzte der alte gichtbrüchige „Hansjörg“ an seinen Rechenzinken und Waschlammern. Aber das durfte jetzt nicht mehr sein. Die Gemeinde mußte ihre Armen im „Hirtenhaus“ unterbringen,

und kein Mensch heutzutage kann ermessen, wie viel Schmutz und Armut, Hunger und Elend in einem solchen „Hirtenhause“ zusammen war. „Arme habt ihr allezeit,“ dachte der Gemeinderat. So barmherzig und zärtlich der Bauer gegen sein Vieh ist, so unbarmherzig war er damals, und ist er auch heute noch gegen die Menschen, selbst gegen seine Nächsten. Weibersterben — kein Verderben! Gälverrecken — das bringt Schrecken! sagt er, und damit sagt er alles.

Also die alte Oddil und den Hansjörg war der Lehrer los; er hatte wohl in seiner Wohnkammer den Dunst der Schulstube mit einzuatmen, und wer es nicht erfahren hat, der weiß es nicht zu ermessen, welche Luft in einem engen und modrigen Raume sein kann, den der Lehrer einen ganzen Tag mit den Kindern teilen muß. Die Kleider riechen unsagbar, da so viele Leute nur eine „Lade“ und keinen Schrank besitzen, die Haare nicht weniger, da ihre borstige Wildheit durch Schmalz und Wurstfett gebändigt wird. Gewaschen wird das Kind nur da, wo man es sieht, und der Lehrer ist froh, wenn er die Kinder mit ungeheurer Geduld so weit manierlich gemacht hat. Hautkrankheiten und Kopfausschläge hören gar nicht auf.

Trotzdem war der in seiner Schulkammer wohnende Lehrer ganz vergnügt und glücklich. Er war von einer Art, die immer vergnügt sein muß, weil sie nicht anders kann, weil ihnen der gütige Gott ein Herz voll Zufriedenheit und Glück mit auf den Lebensweg gegeben hat. Vor allen Dingen war er zufrieden und glücklich, daß er es zum Schulmeister gebracht hatte, denn es war ihm sauer genug geworden.

In der Schule war er beständig der Erste seiner Klasse gewesen und sein junger, eifriger, seminariistisch gebildeter Lehrer hatte ihn oft dazu ermuntert, Lehrer zu werden. An seiner Mutter, einer frommen, bibelfesten Frau, der er seinen Herzenswunsch zuerst anvertraute, fand er freundliches Entgegenkommen: sie hing an diesem spät nachgekommenen Sohne ihres Alters mit rührender Zärtlichkeit. Ihr kam es als ein hohes Ziel vor, daß ihr Heinrich die Kinder in Gottes Wort unterrichten und in der „Betstunde,“ das ist dem Lesegottesdienste, an des Pfarrers Stelle erbauen sollte. Aber der Vater war ein alter dickköpfiger, störriger Bauer, der von einem Schulmeister und seinem Berufe nichts hielt.

Es war noch nicht so lange her, daß das Dasein des Lehrers da, wo er nicht als Kirchendiener und Organist, als „Opfermann“ ein reichlicheres Einkommen hatte, ungemein kläglich war. Gewöhnlich waren es Invaliden, herrschaftliche abgedankte Bediente, verdorbene Studenten und andre zweifelhafte Elemente, die sich zu diesem Berufe willig finden ließen. Oft war mit dem Amte des Lehrers auch das des Feldschützen, des Schweinehirten oder des Nachtwächters vereinigt. Die Leistungen dieser „Lehrer“ waren darnach.

Noch erinnere ich mich der Erzählung meiner Urgroßmutter über ihre Schulzeit. Sommerschule gab es damals gar nicht, da hatte der Mann andre Pflichten, aber des Winters, wenn der Schneebergehoch fiel, und die Dörfer eingeschneit und von der Außenwelt abgesperrt waren, klapperte der Schulmeister mit seiner Hirtenklafter seine Zöglinge zusammen. Bänke hatte das Schullokal wohl, aber keine Tische; die Kinder schrieben auf den Knien. Die Lehrmethode war die denkbar einfachste. Der Lehrer saß neben dem Ofen auf einem klobartigen Stuhl, die Bispelmütze hing ihm in den Nacken hinter, seine fleißige Hand drehte das Spinnrad; zur Rechten und zur Linken standen die Kinder und lasen laut aus dem einzigen Schulbuche, der Bibel, hier in ganz besonderm Maße dem Buche aller Bücher. Lautiren konnte man damals nicht, auch nicht buchstabiren; der Lehrer sagte die

ganzen Wörter vor, die Kinder sprachen die ganzen Wörter nach. Daß es da lange währte, bis die Kinder lasen, läßt sich denken. Schlimm wurde es, wenn man an ein Kapitel mit schwer auszusprechenden Namen, z. B. an die Geschlechtsregister kam. Da, wo die Menschheit die Nachkommenschaft Adams, Noahs und anderer biblischer Helden erfährt, hörte die Meisterschaft des Schulmeisters auf. Nachdem er sein Rad still gestellt und das rätselhafte Wort lange angestaunt hatte, sagte er endlich ärgerlich: „Überhüpps, der Deiwel weiß, wies heißt.“

Unser Volk lebte damals in einer gar großen Armut; die vielen großen Kriege, die es mit seinem Geld und seinem Blute auf seinem Boden für fremde Zwecke hatte führen müssen, hatten es so arm gemacht, daß solche Schulen keine Ausnahmen waren.

Das war nun freilich anders geworden. Der Lehrer war jetzt eine staatlich angestellte Persönlichkeit, es wurde seminaristische Vorbildung verlangt, es wurde auch ein Minimalgehalt gewährleistet. Der betrug zu jener Zeit 150 Gulden, stieg nach zehn Jahren auf 175 Gulden und wieder in einer langen Frist auf 200 Gulden. Es war ein farges Brot, aber es war immerhin Brot; in jener Zeit bekam niemand viel. Die Seminaristen füllten sich, die Stellung des Lehrers hob sich; es wurde schon damals des Bauern Ehrgeiz, den Sohn Lehrer werden zu lassen, die Tochter an einen Lehrer zu verheiraten.

Aber, wie gesagt, der Vater unsers Helden war ein dickköpfiger Bauer, und wenn so einer nicht will, dann thut er es auch nicht. Der Heinrich mußte mit „an den Acker fahren“ und bekam, da er sich zu der Arbeit hochbeinig anstellte, manche Scholle und manchen Feldstein von seinem heißblütigen Vater in die Rippe geworfen, daß es ihm ging, wie einst Aeneas in den trojanischen Gefilden. „Wenn du doch in Dalmatia wärst, du steifer Hund,“ mußte er oft hören, um erst später zu erfahren, wo dieses Land liegt, in das ihn sein Vater wünschte. Endlich aber war es den vielen heißen Bitten seines Mütterchens, die an Pfarrer und Lehrer freundliche Fürsprecher fand, gelungen, die Sache durchzusetzen. Der Heinrich wird Schulmeister, hieß es.

Das Seminar aber war damals mit seinen Anforderungen durchaus nicht blöde. Es verlangte von seinen eintretenden Schülern nicht geringe Vorkenntnisse. Bei den Aufnahmeprüfungen kamen die „Durchfälle“ massenhaft vor. Es mußte also eine Vorbereitungszeit durchgemacht werden. Der Lehrer des Ortes war erbötig, gegen ein „Deputat“ von Butterwecken, Eiern, Frucht, Kartoffeln und dreißig Gulden bar die Vorbereitung zu übernehmen. Heinrich kam zu ihm, half Schule halten, lernte den Stock schwingen über der mutwilligen Kinderschar; er lernte geigen und Klavierspielen, aber alles schlecht genug. Sein Lehrer konnte leider selbst nicht viel. Er war dazu mehr Bauer als Lehrer, und Heinrich als sein Famulus des Sommers mehr mit ihm bei dem Heumachen und Kornschneiden beschäftigt, als mit seinen Büchern, und als er mit Bittern und Zagen in der Seminarstadt vor seinen Examinatoren stand, da wußten diese Männer so viele sonderbare und unbekannte Dinge zu fragen, daß er schon mit trüben Ahnungen den vierzehnstündigen Heimweg antrat.

Es war ein entsetzlicher Tag für ihn, als der in jener Zeit wöchentlich einmal kommende Postbote einen großen Dienstbrief brachte, worin mit lakonischer Kürze die traurige Thatsache verzeichnet stand, daß Heinrich das Examen nicht bestanden habe. Es war eine wahre Passionszeit für den armen Jüngling; ob er angespieden wurde, erzählt die Geschichte nicht, aber geschlagen wurde er von seinem wütenden Vater, und an spitzen Dornen fehlte es auch nicht, die ihm das Herz verwundeten.

Da kamen die Vasen, das „Gilträndchen,“ die „Ammich,“ das „Bärchen,“ da kamen die „Freunde,“ d. i. Verwandte, und geiferten und zetereten. „Seht ihr jetzt den Faulenzer, hieß es da, dem ist die Bauernarbeit zu viel. Der will mehr sein als wir! Was habt ihr jetzt an ihm! Haut auf ihn, den Lump!“ Und der Jüngling stand da mit seinen hellen, blauen Augen, und die Thränen perlten darin, und er hatte niemand als seinen Vater im Himmel und sein Mütterchen auf Erden, denen er sein Leid klagen und bei denen er Trost finden konnte. Als die bösen Menschen endlich müde wurden zu schelten und fortgingen, und als auch der Pfarrer kam und sich gegen ihn erklärte und sagte: „Brecht dem Jungen den starren Kopf, der braucht sein Vermögen auf und wird doch nichts,“ und er endlich auf sein Stübchen ging, wo die Bücher standen, die er so lieb hatte und lassen sollte, weil er sie nicht verstand, da brach er fast unter seinem Kummer zusammen; laut schluchzend fiel er auf die Kniee und betete und gelobte, daß, wenn er es doch noch durchsetzte, er ein treuer Lehrer sein wolle.

Bald fühlte er sich von den Armen seiner Mutter umschlungen, die ihn aus dem großen Vorrat ihrer Bibelfkenntnis zu trösten wußte. Es wurde beraten, beschlossen und schließlich durchgesetzt, daß Heinrich erst eine neu eingerichtete und vorzüglich geleitete Präparandenschule besuchen und sich dann nochmals der Prüfung unterziehen sollte.

Nun er in die rechten Hände kam, fand sich alles schnell. Er lernte, begriff, war bald einer der besten Schüler und wurde mit guten Zeugnissen entlassen. Er fand liebe Freunde, die mit ihm die weiten Wege von der Heimat zur Seminarstadt und zurück gingen. Immer höher stieg er in der Achtung der Seinen, und als er, nachdem er das Seminar mit vorzüglichem Abgangszeugnis verlassen, in einem benachbarten Dorfe die Vespunde recht gehalten, mit den Kindern gesungen hatte, ohne umzuwerfen, und die Predigt gelesen hatte, ohne stecken zu bleiben, da stand, als er aus dem Vetsaal heraustrat, sein sonst so harter Vater vor ihm; in seinem verwetterten Gesichte leuchtete es freundlich, er gab dem so viel gescholtenen und geschlagenen Sohne die Hand und hatte fortan den größten Respekt vor ihm. Er hatte nämlich unter großer Angst und vielem Herzklopfen an der Thüre gestanden und am Schlüsselloch gehorcht, wie es drinnen ablaufen würde.

Seine Muße dauerte nicht lange. Die Regierung brauchte die jungen frischen Leute, um die alten unbrauchbaren Männer zu ersetzen. Sie wurde hierin aufs treueste von den Pfarrern unterstützt, die es als eine große Wohlthat empfanden, statt der alten ungebildeten und zum Teil fittlich verkommenen Männer diese jungen Leute voll Eifer und Feuer und voll fittlichen und religiösen Lebens zu haben. Wir finden also unsern Helden bald darauf in B. als Schulvikar und seine Mutter als Haushälterin bei ihm. Sie hatte es erreicht, was sie ersehnt und ersehnt hatte; ihr Heinrich war ein Schulmeister geworden, er stand alsbald bei Gemeinde und Behörden in gutem Rufe, sie konnte allenthalben sein Lob vernehmen. Deshalb überließ sie gern ihr Haus voll Arbeit und den Stall voll Vieh der nicht besonders geliebten Schwiegertochter und zog zu ihrem Schulmeister.

Im Sommer aber mußte sie fort. Eine Bauernfrau von echtem Schrot und Korn hängt an Haus und Gut mit ähnlicher Zärtlichkeit, wie eine Mutter an ihrem Kinde. Hier hat sie ihr Leben lang schwer gearbeitet und viel gesorgt, hier ist ein Stück ihres Lebens. Als darum die Sensen gedengelt wurden und des Morgens um zwei Uhr die Bauern mit Knecht und Magd, Weib und Kind und Tagelöhnern auf ihre Wiesen in Feld und Wald zogen, war sie wieder zu Hause, und ihr Lehrer mußte „in die Kost gehen.“ Die fand er auch den Monat für sieben Gulden im

Dorfwirtshause. Es war das gewiß nicht viel, aber es wurde auch nicht viel dafür geboten. Und als die Kirchenzeit kam, und er vier Wochen lang mit großer Ausdauer eine aus Milch, Wasser und abgekochten Kirchen bestehende Suppe gegessen hatte und ganz vom Fleisch fiel und hohläugig und schlant wurde, da kamen ihm Gedanken, sein Haus zu gründen. Es war ihm ohne Frau in dem öden Schulhause, wenn er seine muntere Schuljugend entlassen hatte, zu einsam, besonders des Nachts, wenn die Stürme sein Häuschen umbrausten, die Fenster so unheimlich raffelten oder die Mäuse mit den Messinggriffen der alten Kommode spielten. Da kamen ihm alle unheimlichen Schauer- und Gespenstergeschichten seiner Jugend vor; da fiel es ihm ein, daß es auch in diesem Hause „wandern,“ d. i. daß ein Geist umgehen sollte, der Geist eines betrogenen und von dem Ehebrecher ermordeten Gatten. Da sehnte er sich nach einer Häuslichkeit, da gefiel ihm aus der Bibel besonders das Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Und seine Mutter, zu der er in den nächsten Ferien kam, stimmte ihm zu.

Aber welche Frau nehmen? Das war jetzt die Frage, und sie wurde zwischen Mutter und Sohn reiflich erwogen. Da war wohl Pfarrers Vottchen, ein wunderhübsches schwarzäugiges Ding, mit dem er schon in der Schule geliebäugelt hatte. Die sah ihn jetzt besonders freundlich an, und auch der alte Pfarrer gab ihm zu verstehen, daß ihm ein Lehrer als Schwiegersohn recht sein könne. Aber, du lieber Gott! Der Mann hatte zweiundzwanzig Kinder und vierhundert Gulden Gehalt. Trotz aller Tüchtigkeit und Häuslichkeit der Pfarrfrau konnte die Familie bei größter Einschränkung kaum das Gespenst des Hungers von ihrer Schwelle fernhalten. Es waren unter den zweiundzwanzig Kindern fünfzehn frische und gesunde Jungen. Der Vater schlug, nachdem er ihre in der Dorfschule erworbenen Kenntnisse etwas durch Privatunterricht erweitert hatte, mit allen dasselbe Verfahren ein: nach der Konfirmation gab er ihnen einen Gulden und seinen Segen und schickte sie in die Welt, ihr Glück zu machen. Es war vorgekommen, daß hausitrende Händler, sogenannte Galanteriekrämer, sich im Pfarrhause einfanden und sich als die vor Jahren so „abgehalfterten“ Söhne des Hauses vorstellten. Auch sollen sich einst in einem Chaußeegraben bei Hamburg zwei wandernde Söhne des Pfarrers als Brüder gefunden haben, die sich zu Hause gar nicht gekannt hatten.

Also mit diesem Pfarrerstöchterlein war es nichts. „Sie hat nichts, sagte die Mutter. Was willst du mit ihr?“ Ebenso wenig fand die stattliche blonde Tochter seines gegenwärtigen Pfarrers vor ihren Augen Gnade. Der Vater hatte wohl eine gute Pfründe, aber er hatte auch zwölf Kinder; er war ein clericus irregularis und voller Schulden. „Da hast du wieder nichts, sagte die Mutter, und außer der Armut noch die Schande zu teilen. Nimm dir doch ein wohlhabendes Bauernmädchen. Da hast du Geld und kannst dir dein Leben lang helfen; da hast du auch eine Frau, die arbeiten kann und sich der Arbeit nicht schämt.“ In jenen Zeiten war bei den ländlichen Besoldungen noch überall Naturalwirtschaft. So weit sie aus älterer Zeit herrührten, bestanden sie im Ertrag von Grundstücken und in Fruchtlieferung. Pfarrer und Lehrer mußten Ökonomie treiben, sonst konnten sie nicht leben. Die Pfarrers- wie die Lehrersfrau mußten die Ökonomie tüchtig verstehen und tüchtig mit helfen.

Nun ist es noch heute wie damals in den Dörfern aller Mädchen höchster Wunsch, einen Lehrer zu heiraten. Da brauchen sie nur selten oder nie aufs Feld zur Arbeit, da ist ihnen das Fruchtabmachen in der heißen Sommerszeit geschenkt, sie müssen nicht in den Stall, um zu misten und zu melken. Darum ist es für den ganzen Mädchenstov eines Dorfes eine Frage von höchster Wichtigkeit, ob der

neu aufziehende Lehrer verheiratet, verlobt oder noch ganz frei ist. Ist er verlobt, so sucht man ihn „wendig,“ d. i. abtrünnig zu machen; ist er noch frei, so wird auf ihn eine ganz regelrechte Jagd veranstaltet. Die Väter heiratslustiger Töchter laden ihn zu den Familienfesten, besonders zu dem großen Schlachtfeste, der „Meßesuppe,“ auch „Stechbraten“ genannt. Da hat er Gelegenheit, die Vorzüge seiner zukünftigen kennen zu lernen. Auch die Töchter selbst sind unternehmend genug. Sie gehen ihm mit ihren Freundinnen oder auch allein „zu Gefallen.“ Sie setzen sich in der Veststunde recht weit vorn hin und sehen ihn andächtig an, oder sie suchen ihn sogar auf die eine oder die andre Art zu verführen, daß nachher eine Mißheirat erfolgt. Wie viele junge Leute haben es nachher ihr ganzes Leben lang bereut, sich in einer schwachen Stunde an ein Mädchen gekettet zu haben, das alles andre wurde, nur keine holde Lebensgefährtin! Also eine Lebensgefährtin unter den reichern Bauerntöchtern zu finden war nicht schwer, aber welche?

Da that die Mutter eine Frage an ihren Sohn, die zeigte, daß sie auch hierin feiner und edler dachte, als die meisten andern Bauersfrauen. Sie fragte: „Hast du denn schon eine gesehen, die du lieb haben könntest und heiraten möchtest?“ Der Sohn wurde rot und fing an zu stottern; aber man mußte keine Mutter sein, wenn man so etwas nicht herausbrächte.

Die Schulstelle in B. trug etwa 350 Mark, war also eine „bessere,“ und es galt in jener Zeit für eine große Begünstigung, daß sie ein junger Mann unmittelbar vom Seminar weg erhalten hatte. Aber sie hatte auch ihre Lasten. Der Lehrer mußte auch noch jeden Nachmittag in dem eine Viertelstunde im Moosbachtal aufwärts liegenden W . . . unterrichten. Er hatte keinen freien Nachmittag, selbst Sonntags mußte er an beiden Orten Veststunde halten. Besonders wenn im Winter die Schneestürme übers Land zogen, und die steilen Bachufer, an denen der Pfad entlang führte, ellenhoch mit Schnee verweht waren, waren die Wege manchmal geradezu lebensgefährlich. Wenige Jahre zuvor war ein Vorgänger auf dem Heimwege beinahe im Schnee stecken geblieben und erfroren. Es war geradezu eine Grausamkeit, einem Manne eine solche Arbeit aufzuladen. Infolge dessen hatten die Vorgänger diese Schule vernachlässigt. Die W . . . er, die trotz ihrer elf Häuser stramm auf ihren alten „Rechten“ bestanden und ihre Schule nicht aufgeben wollten, waren also dem neuen Lehrer umso dankbarer, daß er sein Amt auch bei ihnen gewissenhaft verwaltete. Sie begegneten ihm mit vieler Achtung, und er war gern bei ihnen. Und dort fand er auch seine Zukünftige.

Ihre erste Begegnung war freilich nicht sehr poetisch gewesen. Er fand sie, als er zum erstenmale grüßend an ihr vorüberging, an dem Geschäft, das einst auch einmal der Göttersohn Herakles für den König Nugias verrichtet hat, beim Ausmisten des Stalles. Er sah mit Wohlgefallen ihre hohe, kräftige Gestalt, ihre geröteten Wangen, ihre leuchtenden und klugen Augen, und daß sie offenbar die Tochter des Hauses, einer stattlichen Hofraite mit zwei Scheunen war. Diesem ersten Gruße folgte bei der nächsten Gelegenheit eine Anrede. Bei den täglichen Begegnungen wurden die jungen Leute mit einander bekannt; sie sahen sich gern, und als sie auf dem Heimwege vom nächsten Jahrmarkte mit einander Hand in Hand gehend gesehen wurden, da war es bei Burschen und Mädchen entschieden, daß „Michels Zule“ ihre zukünftige Schulmeisterin sein würde.

Das wurde der Mutter erzählt. Die Nachricht fiel ihr schwer aufs Herz. Sie kannte die Familie nicht. Als praktische Schwiegermutter fragte auch sie bei der zukünftigen Schwiegertochter zuerst nicht darnach: Was ist sie? sondern: Was

hat sie? Es war ja ein großes Gut, aber weiß man denn, ob nicht Schulden darauf sind? Wird dann in dem kleinen Dorfe das Gut hoch angeschlagen werden, daß auf die aus dem Hause gehenden Geschwister eine ordentliche „Herausgabe“ kommt? Es sind auch noch drei Brüder da. Viele Brüder — schmale Güter! sagt das Volk.

Doch ihre Bedenken wurden beschwichtigt, ein „Freiermann“ wurde beauftragt, die einleitenden Schritte zu thun. Bei den Bauern Oberheffens ist es heute noch ein Fehler gegen die Sitte, wenn sich die jungen Leute unmittelbar verständigen. Dafür ist der Freiermann da. Es ist das ein Mann aus der „Freundschaft“ oder auch ein Fremder, der sich durch eine gewisse diplomatische Schlaueit und Wohlredenheit hervorthut. Erst werden die Präliminarien besorgt, indem er jedem Teil von seiten des andern Teiles eine gewisse Zusicherung über die Vermögensverhältnisse bringt. Ist man darüber im Klaren, so erscheint er eines Sonntags Nachmittags im Hause der Braut. Man weiß, daß er kommt; man läßt ihn auch kommen, wenn er abgewiesen werden soll, denn durch ausgeteilte Körbe wird die Schöne interessanter. Die Braut geht beim Erscheinen des Brautwerbers verständnisvoll lächelnd in die Kammer und lugt durch den Spalt, von dem dort hängenden Handtuche verdeckt. Die andern Kinder und etwaige Gäste, die wissen, was kommen soll, verspüren plötzlich eine große Sehnsucht, nach ihrer bald kalbenden Ruh oder nach ihren Gerstenfeldern zu sehen. Es wird stiller auf der Szene; der Freiermann ist mit den Brauteltern allein. Nun hebt er seinen Spruch an, worin auch einige biblische Stellen vorkommen, und kommt mit einigen kühnen Übergängen an den Zweck seines Kommens. Lautlos hören es die Alten an. Kein Wort wird erwidert. Ein verächtliches Zucken des Auges oder ein behagliches Schnunzeln sagen dem kundigen Freiermann, wie die Alten stehen. Aber auch er läßt sich nichts merken. So will es der Brauch. Die Alten ziehen sich zurück; die Brautmutter kommt mit einem Getränk, Messer und Gabel. Bringt sie Käse und Brot, so ist die Werbung abgelehnt, und der Freiermann drückt sich, sobald er kam; bringt sie Wurst und Brot, so ist die Werbung angenommen.

Butter und Wurst oder Käse und Butter zusammen zu essen, betrachtet der genügsame Bauer als einen wahren Frevel, als einen sträflichen Übermut. Da muß man zwei Häuser haben, wenn man zweierlei auf dem Brote essen will — sagte er. Ebenso Weck und Wurst zusammen zu essen. „Was wollt ihr? — rief einmal am Buß- und Bettag ein würdiger Seelsorger seiner Gemeinde zu, die er wegen ihrer Lust zur Üppigkeit und zum Wohlleben ausschelten wollte — Weck und Wurst wollt ihr essen!“ und der Vorwurf machte den größten, einen geradezu niederschmetternden Eindruck auf die Gemeinde.

In unserm Falle verlief die Brautwerbung nach Wunsch. Es kam Wurst und Brot, die Zule kam freundlich lächelnd hinter ihrem Handtuche hervor und trat wieder auf den Schauplatz. Merkwürdigerweise war auch der Schullehrer nicht weit. So saßen sie bald fröhlich zusammen, und als die beiden jungen Leute am Abend vor dem stattlichen Hause standen und den Mond so freundlich herabblitzen sahen und alle die Sternbilder, deren Namen und Gestalten der junge Bräutigam seiner wißbegierigen Braut nannte, da war ihnen der Himmel offen. Eins schaute in die guten treuen Augen des andern, und der Vater im Himmel hatte kein glücklicheres und froheres Paar gesehen als das, das sich dort Liebe und Treue für das ganze Leben angelobte.

Nun dauerte es nicht lange, da gab es „Verspruch“ oder „Bräute.“ An einem Sonntag Nachmittag kam die beiderseitige „Freundschaft“ im Brauthause zusammen. Da kam der Bürgermeister, manchmal auch ein Schreiber des „Landgerichts“ (jetzt

Amtsgerichts); da wurde „Aussatz gemacht“ oder die „Ehepacten aufgenommen.“ Bei solchen Gelegenheiten „verschrieben“ die Eltern ihren Kindern Haus und Hof, wenn die jungen Leute ins Haus zogen. Da wurde genau aufgezeichnet, was beide Teile an Geld und Gut und an Haushaltungsgegenständen in die Ehe einbrachten, besonders ob die Braut ein einfaches oder doppeltes „Zubehör“ bekam. Im letztern Falle bekam sie 150 Kloben des besten Flachses, an dem sie ihr ganzes Leben lang zu spinnen hatte, eine große Anzahl selbstgesponnener und selbstgewebter Stücke Leinen, denn:

Selbst gesponnen und selbst gemacht,  
Das ist die beste Bauerntracht,

ein vollständiges Mobiliar für eine oder zwei Stuben, eine Kuh, ein Schaf, manchmal auch ein Pferd und noch eine ganze Menge von Gebrauchsgegenständen. Zu einer bestimmten Zeit, bald nach der Hochzeit, wurde alles auf einen festlich geschmückten Wagen, den „Kumpelwagen“, geladen. Die Bräuer und „Freunde“ der Braut ritten dem Wagen voraus. Der „Freiersmann“ hatte einen großen Geldbeutel mit kleinen Münzen in der Hand, aus dem er den Armen und Kindern, die den Wagen „hemmten,“ d. i. durch ein schwaches über den Weg gespanntes Seil zum Stillhalten zu bringen drohten, die herkömmliche Spende zuwarf. Das ganze Volk raufte sich auf dem Boden um die Pfennige, das Seil wurde gelöst, und der Zug zog weiter, bis er wieder „gehenmt“ wurde und endlich ans Ziel gelangte. Oben auf dem Wagen saß stolz die Braut oder junge Frau mit dem Spinnrad neben ihrem Bette; der Stolz war umso größer, je größer der Kumpelwagen war.

Eine weitere Frage, durch deren ungenügende Erledigung gar manche Verlobung zurückging, war die, wie die „Sterbefälle“ auf der „Bräute“ geregelt wurden, d. i. wie es mit dem eingebrachten und erworbenen Vermögen gehen sollte für den Fall, daß eins vor dem andern sterben sollte, ohne Leibeserben zu hinterlassen. Der Fall kommt ja bei unsern frischen und gefunden Bauersleuten kaum vor, und mir hat die Verlesung dieser „Sterbefälle“ immer einen komischen Eindruck gemacht. Hier waren aber die anwesenden Onkels, Nessen und Vettern als eventuelle lachende Erben zu sehr interessiert, und so wurde gerade dieser Punkt von der weitem Corona mit großer Gründlichkeit erörtert, für alle Möglichkeiten wurden Festsetzungen getroffen. Zu erklären war dieser Eifer durch die wahrhaft babylonische Verwirrung in der Partikulargesetzgebung über diesen Punkt.

Die gefellige Unterhaltung bei dergleichen Festen war nach unsern Begriffen etwas ledern. Über Politik und Wahlen sprach man damals noch nicht, Neuigkeiten gab es nicht viele, da kam man von selbst auf das zu reden, was dem Bauern das liebste auf der Welt ist, auf das Vieh. So ist es noch heute; noch heute muß sich die in seinem Pensionat erzogene und zur „Bräute“ geladene junge Pfarrfrau darauf gefaßt machen, von ihrem Nachbarn, einem würdigen Kirchenvorsteher, der als solcher die Pfarrfrau zu unterhalten hat, über die sexuellen, Verdauungs- und andre Verhältnisse seines „Ossen“ oder seiner „Kou“ zwei Stunden lang Vortrag halten zu lassen. Damals fing auch schon das Kartenspiel an, die Geister gefangen zu nehmen. Besonders bei den „Bräuten“ wurde gern ein gewisses Hazardspiel, das „Zwicken“ gespielt.

Nun, auch dieser Abend ging vorüber, die Gäste gingen nach Hause, die Hochzeit wurde auf die nächste Zeit festgesetzt. Es erregte Staunen und Lachen, als der junge Bräutigam mit seiner alten Mutter nach Hause ging. Nach Vogelsberger Brauch nimmt der Bräutigam spätestens an diesem Abende Besitz von dem

Bette seiner Braut. Alles Mahnen und Schelten hat diesen Unfug nicht ausrotten können. Und so hatten an jenem Abend unsre lieben jungen Leute nur Stichelreden, und zwar keine verblümmten zu hören, als sie zeigten, daß sie ihren Brautstand rein und ehrbar zubringen wollten.

Als die Hochzeit gefeiert war, und die junge Frau im Hause schaltete und waltete und ihrem Manne, wenn er müde von seiner Arbeit und seinen Gängen nach Hause zurückkehrte, mit der Freundlichkeit entgegenkam, mit der eben nur die Liebe empfangen kann, als er an ihr eine geistig geweckte Lebensgefährtin fand, die mit ihm und von ihm lernte, als sein Mütterchen an der Schwiegertochter eine liebe Tochter fand, als dann ein Jahr dahingegangen war, und die junge Frau einen rosigen Knaben an der Brust hatte und er ihn auf den Knien schaukeln konnte, als die große offizielle Prüfung durch die „Kreis-Schulkommission,“ vor der unser Held eine ganz entfesselte Angst hatte, über alles Erwarten gut verlief und er von dem visitirenden Dekan wegen seines edeln Strebens und der erzielten schönen Erfolge gar freundliche Worte hörte, da war eine so große Freude bei dem Lehrer im Schulpalaste, daß er alle Kaiser und Könige der Welt nicht beneidete.

Zwar hatte ihm die junge Frau manches abgewöhnt. So mußten die vierzig Bügel, die, wie in einer Bildergalerie die Bilder, an den Wänden der Wohnstube in Käfigen umher hingen, und des Morgens in der Frühe das Ehepaar mit ihrem vielstimmigen Tirilliren aus dem Schlafe weckten und sich auch für die Geruchswerkzeuge der unter ihnen hausenden und schlafenden Menschenkinder recht unangenehm vermerktlich machten, auf drei Körneresser beschränkt werden; selbst die mit ihrer fetten Stimme so laut schmetternden Schwarzamseln und Zippdroffeln fanden keine Gnade, sie am allerwenigsten. So mußte auch die Privatpräparandenanstalt, die der junge Lehrer neben seinen beiden Schulen mit vorzüglichem Erfolge leitete, wieder eingehen. Anfangs machte es zwar der jungen Frau Freude, mit den ihr gleichalterigen Jünglingen zu ihres Mannes Füßen als sein lenkbegierigster und bester Schüler zu sitzen und die leichtern algebraischen und schwerern Kopfrechenaufgaben schneller zu lösen, als diese; aber sie wollte doch nicht zusehen, wie ihr Mann unter seiner ungeheuern Arbeitslast zusammenbräche, sie wollte auch einmal mit ihm allein sein. Die Schüler nahmen ihr wohl manchmal ihr „Karlchen“ ab und „warteten“ es, aber sie ließen es wohl auch einmal hinfallen, und daß das Jammergeschrei ihres Kindes sie nicht wohlwollender gegen die hoffnungsvolle pädagogische Jugend stimmte, kann man sich denken. Kurz, in diesem Stücke hatte der Schulmeister an seiner sonst so sanften Frau seinen Herrn gefunden, und das Präparandeninstitut löste sich wieder auf.

Die Nachbarschaft des schwiegerväterlichen Hauses erwies sich als sehr unangenehm. Daß Butter, Milch und Eier in beliebiger Menge gratis geliefert wurden, verstand sich von selbst, aber auch die Schinken, Würste und Speckseiten wanderten den Moosbach hinunter, trotz des Knurrens der drei jüngern Brüder, die sie lieber selbst gegessen hätten. Der Mann bekam wieder vollere Formen und sah ganz anders aus als in jener Zeit, wo ihm zwar seine vierzig Bügel des Morgens wie in einem Walde frühlich entgegenשמטterten, wo er aber einen Monat lang jeden Mittag die vermünschte rötliche Kirschensuppe auf seinem Tische fand. Er gedachte noch manches Jahr auf dieser Stelle zu bleiben, aber es war im Himmel und auf Erden schon anders über ihn beschlossen.